

Zwischen Murren und Gurren

Predigt vom 14. Juli 2024

Dorfkirche Winterthur-Veltheim

Pfarrer Tobias Frehner

Lesung: Johannes 6,1-13

1 Danach ging Jesus ans andere Ufer des Sees von Tiberias in Galiläa. 2 Viel Volk aber folgte ihm, weil sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken tat. 3 Jesus aber stieg auf den Berg und setzte sich dort mit seinen Jüngern nieder. 4 Das Passa war nahe, das Fest der Juden. 5 Als nun Jesus seine Augen aufhebt und sieht, dass so viel Volk zu ihm kommt, sagt er zu Philippus: Wo sollen wir Brot kaufen, damit diese zu essen haben? 6 Dies sagte er aber, um ihn zu prüfen; er selbst wusste ja, was er tun wollte. 7 Philippus antwortete ihm: Brot für zweihundert Denar reicht nicht aus für sie, wenn jeder auch nur ein wenig bekommen soll. 8 Einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus, sagt zu ihm: 9 Ein Kind ist hier, das fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat, aber was ist das für so viele? 10 Jesus sprach: Lasst die Menschen sich setzen! An dem Ort war viel Gras. Da setzten sich die Männer, etwa fünftausend an der Zahl. 11 Jesus nahm nun die Brote, sprach das Dankgebet und teilte davon allen, die dasassen, aus, so viel sie wollten, ebenso von den Fischen. 12 Als sie aber satt waren, sagte er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrig gebliebenen Brocken, damit nichts verloren geht. 13 Sie sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit den Brocken, die von den fünf Gerstenbrotten übrig blieben, nachdem sie gegessen hatten.

Predigttext: Exodus 16,2.3:

3 Und die Israeliten sprachen zu ihnen: Wären wir doch durch die Hand des HERRN im Land Ägypten gestorben, als wir an den Fleischtöpfen sassen, als wir uns satt essen konnten an Brot. Ihr aber habt uns in diese Wüste herausgeführt, um diese ganze Gemeinde den Hungertod sterben zu lassen.

Es ist auffällig wie oft die Bibel Hunger und Essen thematisiert. Wie oft sie thematisiert, wie essentiell das Essen für unser Leben ist. In einer Zeit und einer Gesellschaft, die Hunger kaum noch so kennt wie die Menschen im alten vorderen Orient, sondern eher das Gegenteilige Problem hat, kennen wir die Kernemotion, die sprichwörtlich geworden ist, sehr gut:

Die Israeliten murrten.

Ja, das kenne ich gut. Dass ich murre. ‚Muule‘ oder sogar ‚umemuule‘ finde ich schweizerdeutsch fast noch schöner. Es ist irgendwie das Geräusch, das sich zu ganz schlechter Stimmung gesellt. undefinierte Worte. Die Argumentation ist eigentlich egal.

Und so murren wir - wie die Hühner gackern.

Über: falsch bedruckte Seiten. Schimmel in alten Kaffeetassen. Einen platten Reifen im Regen. Volle Tage bei Sonnenschein. Abgesagte Termine.

Zugesagte Aufgaben. Defekte Mikrofonkabel. Intaktes Unkraut. Verlegte Schlüssel zuhause. Gefundene Flecken auf dem Talar. Durchnässte Bücher. Vertrocknete Pflanzen. Mehltau auf dem Kürbis. Kranke Hühner. Kalte Regentage. Schiedsrichterfehlentscheide.

Wenn ich so darüber nachdenke, fällt mir auf, wie oft ich diesem hungrigen murrenden - oder eben schweizerdeutsch: muulende, oder neudeutsch hangry - Volk Israel in der Wüste gleiche. Früher: Als ich die Geschichte als Kind hörte, hielt ich die Israeliten immer für furchtbar kurzsichtig. Und das stimmt ja auch! Vertraut doch einfach, habe ich gedacht. Gott hat doch schon so viel für euch getan. Hätte ich damals schon meine eigene Biographie zur Hand gehabt, ich hätte genau das gleiche gesagt. Vertrau doch einfach, Gott hat dich schon durch manche Wüste geführt.

Ja, und trotzdem stosse ich an dieselben Grenzen. Fühle die Sehnsüchte nach den Fleischtöpfen Ägyptens - nach einer Vergangenheit, die es vielleicht einmal gegeben hat. Die ich aber bestimmt idealisiere.

Es ist eine feine Linie, ich habe es eingangs schon gesagt: Wir wollen ja der Wahrheit ins Auge blicken - dem Hunger - und doch die Zuversicht - das gelobte Land liegt vor uns - nicht verlieren. Auf gesunde Art und Weise diesen Grat zwischen Optimismus und Pessimismus beschreiten. Wie geht das? Zuversichtlich und gelegentlich murrend?

Schaut eine Optimistin in die Welt, sieht sie Ordnung. Im grossen Ganzen ist die Welt sinnstiftend. Sucht die Optimistin nach Wahrheit, sucht sie, optimistisch ausgerichtet, nach sinnstiftenden Argumentationen. Nach Lösungen in der Zukunft. Und die findet sie sogar! Die Dinge sind erklärbar. Die Herausforderungen bewältigbar. Und sie sagt sich: Jede Wüste hat einmal ein Ende. Die Ferien kommen. Und hinter dem langen Stau wartet das warme Tessin. Eine Optimistin murren nicht, sie gurrt eher.

Schaut ein Pessimist in die Welt, sieht er Chaos. Im grossen Ganzen ist die Welt sinnlos. Sucht der Pessimist nach Wahrheit findet er tendenziell Brüche vor. Brüche in der Welt, Brüche in Argumentationen. Probleme im System. Er findet Fehler. Mit Vorliebe grosse, undefinierbare. Hinter den alltäglichen Problemchen stehen strukturelle Bedrohungen. Das jetzige Leiden ist nur das Vorwort, zu dem, was noch kommt. Eben: Er gurrt nicht, er murren.

Und das allfemfalls Schöne, aber auch etwas unerträgliche daran: Beides stimmt.

Wahrheit ist für die Optimistin und den Pessimisten etwas ganz anderes. Wahr ist, dass ein junger Löwe schaurig süß ist - so die Optimistin - wahr ist aber auch, dass dafür die Mutter drei ebenso süße Gazellen auffressen musste - do der Pessimist.

Oder das mit dem Wasserglas, aber das kennen Sie schon.

Und die Frage, die uns bleibt, ist: Gibt es so etwas wie Wahrheit überhaupt? Der Optimist sagt: Ja. Der Pessimist sagt: Naja.

Wenn es Wahrheit gibt, nicht als persönliche Empfindung, wie oben beschrieben, nicht als etwas, was von der eigenen Blickrichtung abhängig ist, sondern für sich, ohne Deutung - dann gibt es Ordnung. Dann gibt es eine richtige Weise, wie wir auf die Welt zugehen sollten. Wir finden Antworten, wir können richtig handeln und die Welt zum besseren verändern. Wir haben einen ungefilterten Zugang zu dem, was ist.

Wenn es eine solche Wahrheit nicht gibt, ist die Welt chaotisch. Oder vielleicht könnte man auch sagen: Die Wahrheit ist eben, dass es chaotisch ist, dass sich die Ordnung letztlich nicht einstellt.

Als Christenmenschen verbinden wir beides: Das Bewusstsein für die Bedrohlichkeit und die Unfertigkeit und Unordnung der Welt, verbunden mit der Hoffnung und der Zuversicht, dass es anders KOMMT: Dass das Gottesreich KOMMT. Und so haben wir im Johannesevangelium eine zweite eindrückliche Geschichte gehört, von den Menschen, die murrten - denen das Chaos über den Kopf wuchs. Und die ja damit auch Recht hatten: All diese Menschen sind hier und haben Hunger: Wie soll denn das gehen? Was sollen wir essen? Hat das jemand organisiert? Wer ist denn da zuständig? Das Budget reicht doch gar nicht! Ganz realistische Fragen sind das.

Die pessimistische Lösung: Keine. Chaos. Das schaffen wir eh nicht. Ein ehrlicher Pessimist muss hier eigentlich verzweifeln.

Die optimistische Lösung verschliesst die Augen vor den Problemen und schippert auf die Zukunft los: Es wird dann schon irgendwie gehen. Kommt,

wir lassen es einfach mal geschehen. Aber sagt nicht zu laut, dass es ein Problem gibt.

Was tut Jesus? Er weist uns den Weg auf den Grat dazwischen: Er nimmt die Bedenken ernst. Vermutlich sogar ernster als die JüngerInnen selbst: Er stellt ungeschont die Ressourcenfrage - was ist denn überhaupt da? Er lenkt den Blick weg von den ganz wichtigen Fragen nach dem, was alles fehlt. Weg von der Sehnsucht, das Problem auf einen Schlag lösen zu können. Und konfrontiert fast nochmals expliziter mit den Ängsten, die der Mangel auslöst. Was ist nämlich da? Wenig:

Fünf Gerstenbrote und zwei Fische.

Ich finde das eindrücklich. Eigentlich ja fast etwas lächerlich: Jeder würde doch jetzt sagen: Siehst du, da haben wir den Salat! Das heisst: Eigentlich haben wir ja nicht mal den! Das reicht ja NIE IM LEBEN!

Stimmt vielleicht.

Aber was man Jesus nicht vorwerfen kann, ist einfach ein Zweckoptimist zu sein, der sagt: „Am Ende wird es dann schon irgendwie reichen.“ Sondern er schaut hin: Es ist wenig, aber was ist denn da? Wovon können wir ausgehen?

Das erste, was er dann tut: Er dankt. Verteilt.

Es ist eine Lektion in vertrauensvollem Leben. Jesus stand unter Druck. Er hatte 5000 Menschen vor sich. Und er brach die Übung nicht ab. Er riskierte es, genau hinzuschauen, und er wagte vor all diesen vielen Menschen den schlichten Dank für das Wenige zu sprechen - ich denke: sie werden wohl nicht ganz verstanden haben, was das soll. Vor 5000 für fünf Brote und zwei Fische danken.

Jesus tut es im Vertrauen, dass Gottes Tisch schon gedeckt ist, auch und vielleicht gerade dann, wenn wir mit wenig kommen. Wenn wir seinen gedeckten Tisch nicht budgetiert haben. Und oft ist es ja so: Als Menschen können wir - ehrlicherweise - immer nur mit unseren fünf Gerstenbroten und zwei Fischen kommen. Unseren platten Reifen und defekten Kabeln. Und danken.

Das verzweifelte Murren und auch das blinde Gurren hinter uns lassen.

Und dann geschieht etwas ganz wunderliches, wie es ja auch das Volk Israel in der Wüste immer wieder erlebt hat. Es reicht für alle. Es fällt Manna vom Himmel. Es fließt Wasser aus dem Fels.

Es ist das Versprechen, dass Gottes Tisch für uns gedeckt ist. Und zwar eindeutig nicht von uns. Es ist der Anbruch des Reiches Gottes, der verkündigt wird: Vom Ende her gedacht wird es nicht nur reichen. Sondern es ist Überfluss. Ein Land, wo Milch und Honig fließen. Euer Murren hat Raum. Seid ehrlich. Wie wenig ist da? Wie schlimm ist es? Wie gross ist unser Schmerz? Sagt es ehrlich. Aber wisst: Das ist nicht das Ende. Die Bibel ist voll von solchen Geschichten. Von Erschöpften, die neue Kraftquellen finden. Von neuen Anfängen nach der Zerstörung.

Und so lehren sie uns in allem Murren einen neuen Blick. Sie lehren uns, von einem anderen Ende her zu blicken, keinem düsteren, sondern vom Reich Gottes her. Das liegt uns nicht - es liegt uns auch gesellschaftlich nicht, weil wir immer wieder Katastrophenszenarien wälzen. Klima. Kriege. Krankheiten. Und das ist ja auch richtig. Damit setzen wir uns auseinander. Und dann würde uns Jesus vielleicht fragen: Was ist denn da? Diese Kirche, dieser Tag, diese Menschen neben mir. Frieden, zumindest hier und heute. Und danken.

Der Blick wandelt sich. Nicht alles aufs Mal, aber wenn ich so drüber nachdenke, legt sich auch über viel Alltägliches eine andere Schattierung: Ganz ehrlich: Das mit dem Drucker ist glaub für mich nicht zu retten. Obwohl ich mir sicher bin, dass ich in der Informatik noch einiges zu lernen habe. Die anderen Unfälle zeugen von Dingen, für die es sich aber auch zu danken lohnt: Die verschimmelte Kaffeetasse zeugt von Kaffee mit Freunden - und sie erinnert mich nicht zuletzt an viele gute Zeiten in Bandräumen. Der Platte Reifen an Velofahrten. Das Kabel an Bandsessions im Konflager. Der Mehltau von wachsenden Pflanzen. Die Flecken auf dem Talar an eine bewegende Feier. Nasse - sind auch Zerlesene und erlebte Bücher, das ist vielleicht etwas zweckoptimistisch. Die Tomaten werden reif! Die Hühner legen doch noch Eier. Es regnet zwar viel: Der Wald erholt sich. Und zum Schluss noch dies: Die Spanier können den Sieg der Engländer immer noch verhindern! Sorry Anna-Barbara.

Christen sind nicht einfach Optimisten. Wir sehen nicht nur Lösungen und Klarheit. Aber wir sind auf dem Weg. Auf diesem Grat dazwischen, wo

ehrliche Klage und ein hoffnungsvoller Blick in die Zukunft gleichzeitig möglich sind. Ja, die Welt bietet Grund zur Sorge, aber die Brote und Fische auch Grund zur Dankbarkeit. Das ist nicht viel, aber es ist das Nadelöhr durch das wir den Tisch erblicken, den Gott uns deckt. Es ist die gewaltig gewagte, aber gewaltige Hoffnung, dass das Ende keine Katastrophe wird, sondern ein Festmahl. Hammer.
Amen.